

---

## Orte der Globalgeschichte

### Erbe, Anspruch und Gefahren

Die Globalgeschichte hat ihren Platz in der zeitgenössischen historiografischen Debatte noch nicht gefunden. Immer noch wird sie nur allzu häufig als attraktive Neuformulierung längst bekannter Positionen angesehen, wie der Universalgeschichte, welche die historische Praxis zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert dominierte, der ideologisierten Form der Nationalgeschichtsschreibung – die gegen Ende des 19. Jahrhunderts so sehr auf dem Einfluss des Staates auf internationaler Ebene beharrte – oder dem Paradigma der *World-System Analysis*, dessen in den Jahren zwischen 1960 und 1980 vorherrschender Einfluss sich auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch bemerkbar macht.<sup>1</sup> Gemäss dieser Hypothese wäre die Globalgeschichte nichts anderes als der Versuch, durch eine Art des lexikalischen Liftings Forschungsprogramme beziehungsweise -konzepte wiederzubeleben, die heute entweder heftig kritisiert werden oder aber bereits obsolet geworden sind. In diesem Sinne wäre sogar ihr Name nichts anderes als ein taktisches Zugeständnis an das hartnäckige Globalisierungsgerücht der Mediendiskurse.

Es versteht sich von selbst, dass diejenige Globalgeschichte, der in der vorliegenden Ausgabe das Wort geredet wird, nichts mit dieser Sicht der Dinge gemein hat. Anstatt so wie die Universalgeschichte eine unvermeidbare Regelmässigkeit historischer Ereignisse und eine wie auch immer geartete Teleologie des Geschichtsverlaufs zu postulieren, welche die gesamte Menschheit beträfe, geht sie, ganz im Gegenteil, von der doppelten Hypothese der Heterogenität der Gesellschaften und der Pluralität des Werdens aus. Damit bricht sie gleichzeitig mit den zwei Grundsätzen der Nationalgeschichte, nämlich der soziokulturellen Einheit von Bevölkerungen, welche die gleichen politischen Rechte geniessen, und der Hierarchisierung aller Nationen anhand einer zivilisatorischen Messlatte. Letztendlich teilt die Globalgeschichte den Ehrgeiz der einst von Fernand Braudel aufgebrachten und in jüngerer Zeit von Immanuel Wallerstein verteidigten *longue durée*, fordert jedoch andere dokumentarische Schwerpunkte ein und limitiert ihren eigenen Erklärungsradius: die intensive Beschreibung in Form von Fallstudien hat sich gegen die endlose Aneinanderreihung grosser Archivserien

durchgesetzt, und das dem Historiker und der Historikerin durch die theoretische Systematisierung von Entwicklungsprozessen in verschiedenen Zonen des Erdballs auferlegte Gewicht hat sich in eine verstärkte interpretative Aufmerksamkeit für die Eigenarten des jeweiligen Kontexts verwandelt, in dem diese Prozesse sich entfalten, sich verformen und sich manchmal auch verändern.

Globalgeschichte entsteht also weniger aus einer Wiederbelebung vergangener Traditionen, als vielmehr aus den Anforderungen, welche die jüngste Erneuerung ihrer Forschungshypothesen an die Historikerinnen und Historiker stellt. In den letzten 30 Jahren lassen sich drei grundlegende Entwicklungen beobachten, von denen jede einzelne zu einer neuen Herangehensweise an transnationale Phänomene beigetragen hat.<sup>2</sup>

Deren erste kann als ethnografische Wende des Fachs beschrieben werden. Die Faszination der Historikerinnen und Historiker für die gleichermaßen theoretischen wie ethischen und sogar politischen Debatten, welche die angelsächsische Sozial- und Kulturanthropologie der Jahre zwischen 1960 und 1980 auf den Kopf gestellt haben, hat das Interesse an einem neuen Umgang mit den Archiven geweckt. Eine minutiösere Lektüre der Quellen sowie die Kontextualisierung ihrer Herstellung und ihrer Verwendung nahmen Anteil an einer Kritik der dominierenden Form der Geschichtsschreibung, der vorgeworfen wurde, die symbolische Gewalt grundsätzlich zu verkennen, welche der Materialproduktion zugrunde lag. Die Rekonstruktion des sozialen und kulturellen Universums der von der Geschichte Vergessenen verlangte danach, die kümmerlichen Reste eingehend zu hinterfragen, welche die erhaltenen Dokumente erkennen liessen. Das bedeutete auch, die Fallen der herkömmlichen Quellencorpus zu umgehen und neue Archive zu erfinden beziehungsweise bis dahin unsichtbare Spuren sichtbar zu machen, indem neue Zusammenhänge zwischen disparaten Indizien hergestellt wurden. Die *microstoria* und die *Alltagsgeschichte*, um nur diese zwei bekannten Beispiele zu nennen, gaben neue Antworten auf solche Fragestellungen. Die von diesem Erbe bereicherte Globalgeschichte zielt auf dichte Kontextualisierungen ihrer Untersuchungsgegenstände ab, um der Gesamtheit lokaler Erfahrungen gerecht zu werden, die im Zuge der Globalisierung zu beobachten sind. Daher kann es nicht erstaunen, in einer Ausgabe, welche diesem bestimmten Ausschnitt des zeitgenössischen historiografischen Feldes gewidmet ist, einen Artikel von *Jean und John Comaroff*, Anthropologen an der University of Chicago, zu lesen: er steht stellvertretend für eine archivgesättigte Ethnografie sowie für eine historische Analyse, die durch zahlreiche Aufenthalte und Beobachtungen im Feld gestützt wird.

Die zweite Entwicklung betrifft die Kategorie des Raumes für die Untersuchung historischer Phänomene. Die Nation oder das *Empire* haben sich lange Zeit des Status unkritischer wissenschaftlicher und alltagspraktischer Selbstverständ-

lichkeiten erfreut, bevor diese Territorien im Laufe der 1960er-Jahre in dem Masse zu problematischen Kategorien wurden, in dem sie als ausschliesslich politische Einteilungen wahrgenommen wurden. Die sorgfältige räumliche Verortung der untersuchten Prozesse wurde von da an zur Bedingung, um bestimmte Machtverhältnisse freilegen zu können, die innerhalb grösserer Massstäbe als nicht greifbar angesehen wurden. Dies ging ab den 1990er-Jahren Hand in Hand mit einer neuen Aufmerksamkeit für die historische Produktion des Lokalen. Der Beitrag von *Antje Flüchter* und *Michael Jucker* bietet eine Neulektüre der europäischen Eroberung des asiatischen Kontinents, die von den regionalen Machtkonfigurationen ausgeht, welche die Europäer bei ihrer Ankunft vorfanden. Die Autorin und der Autor betonen die Verräumlichung der Hegemonien und sehen darin ein Argument gegen die althergebrachte Idee eines aufgrund seiner zivilisatorischen und technischen Überlegenheit unausweichlichen Triumphs des Westens. Der Beitrag von *Maren Möhring* über die Verbreitung der Dönerkebab in Deutschland nimmt ebenfalls diese Forschungsperspektive ein. In ihrer Untersuchung des Erfolgs, welche der Dönerkebab in Teigtaschen im germanischen Raum (zu dem auch die Schweiz gehört) aufweisen können, stützt sich die Autorin auf das Konzept des Translokalismus, um die Verbindungen zu charakterisieren, die sich zwischen verschiedenen Räumen (lokal, regional, national, global) einschreiben und die sich gleichzeitig auf die Strategien der eingewanderten türkischen Restaurantbetreiber und der in Deutschland ansässigen Konsumentinnen und Konsumenten beziehen. Sie belegt dabei zugleich, dass kulturelle Transfers keineswegs einseitig verlaufen und dass die Globalisierung nicht zwangsläufig zu einer Vereinheitlichung der Praktiken führt.

Die letzte hier anzuzeigende Entwicklung hat bisher lediglich neue Fragen aufgeworfen, und es gilt einzugestehen, dass unzählige Anpassungen nötig sein werden, bevor sie zu etwas anderem als Anprangerungen und Missverständnissen führen wird. Die Rede ist von der Einbeziehung aussereuropäischer Geschichtstraditionen nicht allein in den Korpus der Analyse, sondern in die Analyse selbst. Die *postcolonial studies* kritisieren seit 30 Jahren die Unzulänglichkeit zahlreicher deskriptiver Konzepte, wie zum Beispiel das des öffentlichen Raumes, des Bürgertums oder der individuellen Subjektivität für das Verständnis der Kolonialisierungserfahrung. Damit haben sie zugleich den Platz für eine radikale Infragestellung der Grundsätze historischer Wissenschaft geschaffen: Wenn wir uns der Darstellung von Prozessen verschreiben, die an vielen Stellen der Erde zu beobachten sind, und wenn wir die Einflüsse zu verstehen versuchen, welche diese auf die Lebensbedingungen der lokalen Bevölkerung und vor allen auf die Ärmsten unter ihnen ausüben, müssen wir uns in der Tat fragen, in welchem Masse anhand nahezu ausschliesslich europäischer Begriffe Realitäten greifbar werden können, welche oft weit entfernt von westlichen Strukturen,

Praktiken und Ansprüchen sind.<sup>3</sup> In diese Problematik der Beweiskraft westlicher Geschichtswissenschaft und die damit einhergehende Öffnung für andere Wissenschaftstraditionen schreiben sich die Beiträge von *Margrit Pernau* und von *Dominic Sachsenmaier* ein. Erstere hinterfragt mit bemerkenswerter analytischer Klarsicht die Stichhaltigkeit des Begriffs der Zivilgesellschaft für das Indien des 19. Jahrhunderts; Letzterer erinnert uns an die lange Tradition der chinesischen Globalgeschichtsschreibung und hebt dabei all das heraus, was wir mit Gewinn von ihr lernen können.

Diese dreifache Entwicklung erklärt zumindest teilweise die aktuelle Forschungsneigung sowohl der Wirtschaftsgeschichte als auch der Sozial- und Kulturgeschichte und das Gewicht, welches von den Binnengrenzen der Disziplin auf eine wohl kontextualisierte Untersuchung der Handelsbeziehungen, der sozialen Konflikte und der Praxis symbolischen Austausches gelegt wird. Es reicht jedoch nicht aus, die immer stärkere Neuorientierung der Historikerinnen und Historiker hin zur übernationalen Verfasstheit ihrer Untersuchungsgegenstände zu konstatieren. Es ist vielmehr angebracht, an dieser Stelle auf zwei weitere Bedingungen für das Aufkommen der *global history* hinzuweisen, die eine bedrohliche Versuchung für ihre zukünftige wissenschaftliche Konsolidierung darstellen. Die Internationalisierung der Forschungsfelder ist für alle Historiker und Historikerinnen zu einer Art Reflex geworden, da sie gleichzeitig auf die Erschütterung unserer alltäglichen Erfahrung und auf die Veränderungen in den akademischen Institutionen antwortet.

Die Satellitenkommunikation, die Erschließung zusätzlicher Lufträume, die extrem schnelle weltweite Verbreitung von Viren, das politische Anprangern der Migrationsströme und die nationalen Ansprüche von Minderheiten, von der komplizierten Neuausrichtung finanzieller Zirkulationswege ganz zu schweigen, all das hat zur Bewusstwerdung eines Phänomens geführt, das fortan Globalisierung genannt wurde und von dem man annimmt, dass es unsere Weltsicht einschneidend verändern wird. Eine neue Form des gesunden Menschenverstandes, dem die Historikerinnen und Historiker (und sie sind dabei nicht die einzigen) in ihrem täglichen Leben nicht entgehen können, hat sich jeder Gegenwartsdiagnose aufgezwängt und bringt die allgemein geteilte Angst mit sich, nicht mehr verstehen zu können, was heute vor sich geht. Die Kultur- und Sozialwissenschaften, allzeit bereit, ihre Existenz gegenüber dem breiten Publikum zu rechtfertigen, haben sich in ganzen Sparten der Aufklärung dieses angeblichen Rätsels verschrieben. Die Globalgeschichte bildet dabei keine Ausnahme, obwohl sie die Globalisierung innerhalb einer viel längeren Geschichte des Austausches zwischen verschiedenen Gruppen verortet und obwohl sie sich weigert, bequeme Verallgemeinerungen, also klare und beruhigende Gesamtbilder der vielen vergleichend angelegten Fallstudien hervorzubringen, mit denen sie ihren empirischen Teppich knüpft.

Die zweite Versuchung ist noch bedrohlicher. Die Vereinheitlichung der wissenschaftlichen Lehre auf europäischer, ja weltweiter Ebene und die kosmopolitische Ideologie der akademischen Exzellenz verbinden sich mit einer frenetischen *libido collaborandi*, deren vordringlichstes Ziel darin besteht, der institutionellen Zusammenlegung durch die Einrichtung informeller Netzwerke zuvorzukommen, deren Nutzbarmachung die oft bruchstückhafte Ausarbeitung von zugleich transnationalen und interdisziplinären Themen verlangt. In diesem Punkt entgeht auch die Globalgeschichte nicht dem strukturellen Zwang, wie uns *William Clarence Smith* in einem Gespräch bezeugt, denn sie ist nolens volens in die Logik der internationalen Sichtbarkeit der Veranstaltungen und in die politische Pragmatik der Mittelzuweisungen verstrickt, welche die Budgetzuweisung an den Anstrengungen bemessen, den Platz des jeweiligen Instituts im weltweiten Ranking zu verbessern. Trotzdem besitzt die Globalgeschichte den Vorteil, einen Untersuchungsgegenstand, der ihr zur Existenzberechtigung verhilft, nicht erst eigens erfinden zu müssen: Diese Untersuchungsgegenstände, denen sie sich von Beginn an verschrieben hat, haben selbst neue Netzwerke – ob nun institutionalisiert oder nicht – des intellektuellen Wissensaustauschs hervorgebracht.

Die Globalgeschichte ist folglich keine Schule, kein Paradigma, keine Theorie und keine Methode. Sie ist ein sich konstituierendes Forschungsfeld, das sich durch analoge Aufmerksamkeiten definiert: der Vielzahl der gelebten Erfahrungskontexte und der Umfelder der Wissensproduktion, der Uneinheitlichkeit der Zeithorizonte, der Vielfalt der Vergemeinschaftungsformen und der zwischenmenschlichen Beziehungen, der Kontextualisierung der Archive, der Forderung nach dem historischen Vergleich. Die Globalgeschichte basiert also auf einer bestimmten Vorstellung von Forschungsarbeit: wenn möglich kollektiv, dies jedoch vor allem aufgrund methodologischer Anforderungen (das Entschlüsseln einer Vielzahl von Quellen verschiedenster Zeichen und Sprachen) und sogar epistemologisch (das Einbeziehen der aussereuropäischen Geschichtswissenschaft).

Die Globalgeschichte kennzeichnet sich ausserdem durch ihre verlegerische Dynamik, von der allen voran die Gründung des *Journal of Global History* im Jahr 2006 sowie die neuen Veröffentlichungen von Handbüchern in englischer Sprache und vielleicht sogar, wenn auch weit weniger einflussreich, eine darauf reagierende Didaktik und eine befreiende pädagogische Kreativität zeugen.<sup>4</sup>

Schliesslich unterscheidet sich die Globalgeschichte von den vorherrschenden historiografischen Strömungen auch dadurch, dass sie sich noch nicht selbst globalisiert hat. Sie ist in Nordamerika, England, Deutschland, in Skandinavien, in Indien, in Japan verankert, wo sich Forschungszentren, Zeitschriften und Vereine auf sie berufen, aber sie fehlt in Afrika und ist vor allem, in unserem Zusammenhang interessant, in Frankreich noch kaum präsent. Dies ist ein Grund

dafür, dass in dieser Ausgabe kein Beitrag in französischer Sprache vertreten ist und dass wir es für notwendig erachtet haben, den Artikel von *Jean* und *John Comaroff* zu übersetzen, dessen sehr dichtes und anspruchsvolles Englisch sich erheblich von der starken lexikalischen Redundanz des standardisierten Englisch des internationalen akademischen Milieus unterscheidet, mit dem die meisten frankophonen Leserinnen und Leser vertraut sind.

Diese Ausgabe soll folglich kein erschöpfender Überblick über dieses Forschungsfeld sein. Ein solcher wäre weder möglich noch wünschenswert. Die Aufgabe bestand zunächst darin, anhand einer kleinen Anzahl von Beiträgen, welche sorgfältig dokumentierte Forschung mit theoretischen Überlegungen verbinden, einige der Potenziale dessen aufzuzeigen, was wir hier als Globalgeschichte bezeichnen. Unser bescheidener Ehrgeiz bestand darin, die Neugier der *traverse*-Leser für diese Art des bislang noch minoritären Blicks auf die Globalisierung zu wecken. Unser Ziel ist erreicht, falls die Lektüre der folgenden Artikel einige Überraschungen hervorruft – und sei dies zuerst einmal die Überraschung, nirgendwo eine Bestätigung unserer eigenen Globalisierungsvorurteile zu finden.

*Jérôme David, Thomas David, Barbara Lüthi*  
(Übersetzung: Volker Barth)

#### Notes

- 1 Vgl. dazu Patrick Manning, *Navigating World History: Historians Create a Global Past*, Basingstoke 2003.
- 2 Vgl. in diesem Zusammenhang eine in *H-Soz-u-Kult* erschienene Artikelserie zur transnationalen Geschichte (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=584&pn=texte>).
- 3 Siehe Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.
- 4 An der Universität Lausanne haben wir einen in diese Richtung gehenden Versuch unternommen, dessen Ergebnisse in unserem blog eingesehen werden können. (<http://mondialisation-culturelle.blogspot.com>).